

SARA PARETSKY
Blacklist

Buch

Eines Tages erhält Privatdetektivin Vic Warshawski einen ungewöhnlichen Auftrag: Sie soll ein altes verlassenes Herrenhaus in einem noblen Vorort von Chicago observieren. Denn die betagte Geraldine Graham, ehemalige Besitzerin des Anwesens und Oberhaupt einer hoch angesehenen Familie, will dort nachts ungebetene Gäste beobachtet haben. Tatsächlich stößt Vic bei ihrer Erkundung auf einen mysteriösen Eindringling – und wenig später auf die Leiche eines Mannes, die im Gartenteich versenkt wurde.

Wie sich herausstellt, handelt es sich bei dem Toten um den Journalisten Marc Whitby, und Vic ahnt, dass sie in ein Wespennest gestochen hat. Welcher Spur ist Whitby gefolgt, die so brisant war, dass er dafür mit dem Leben bezahlen musste? Ehe sie es sich versieht, gerät Vic selbst in die dunklen Machenschaften, die sich hinter der glänzenden Fassade der feinen Chicagoer Gesellschaft verbergen – Machenschaften, die mehr als nur ein Opfer fordern und Vic selbst in tödliche Gefahr bringen.

Autorin

Sara Paretsky wurde 1947 in Kansas geboren und zog in den späten 60er Jahren nach Chicago. Dort promovierte sie in Wirtschaftswissenschaften und Geschichte und arbeitete von 1977 bis 1985 als Verkaufsmanagerin einer großen Versicherungsgesellschaft. Ihre Kriminalromane um die Privatdetektivin V. I. Warshawski wurden in 24 Sprachen übersetzt und erfolgreich verfilmt. Sie wurde mit diversen Literaturpreisen und bereits zweimal mit einer Ehrendoktorwürde ausgezeichnet.

Mehr zur Autorin unter www.saraparetsky.com

Von Sara Paretsky außerdem bei Goldmann lieferbar:

Schadenersatz. Roman (45380)

Brandstifter. Roman (45445)

Deadlock. Roman (45986)

Sara Paretsky

Blacklist

Roman

Deutsch
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Blacklist«
bei G. P. Putnam's Sons, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier München Super für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2006

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Sara Paretsky

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with Sara and two C-Dogs Inc.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: Design Team München

BH · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46198-7

ISBN-13: 978-3-442-46198-1

www.goldmann-verlag.de

Für Geraldine Courtney Wright,
Künstlerin und Schriftstellerin
– mutig, klug und herausragend –
eine wahre Grande Dame:

*Ich kann nicht ruhen von der Reise:
Ich will das Leben trinken bis zur Neige ...*

1

Gratwanderung

Wolken hatten sich vor den Mond geschoben, sodass ich fast nichts mehr sah. Ich war tags zuvor schon auf dem Grundstück gewesen, aber im Dunkeln wirkt alles anders. Ständig stolperte ich über Baumwurzeln und Ziegelstücke auf den verwahrlosten Wegen.

Ich bemühte mich, keinen Krach zu machen, falls wirklich irgendwo jemand lauerte, aber in erster Linie lag mir meine Gesundheit am Herzen: Ich hatte keine Lust, mit verstauchtem Knöchel die weite Strecke zurück zur Straße zu kriechen. An einer Stelle stolperte ich über einen losen Ziegelstein und landete mit Karacho auf dem Steißbein. Tränen schossen mir in die Augen; ich atmete hastig ein, um nicht vor Schmerz aufzuschreien. Als ich die malträtierete Stelle riech, fragte ich mich, ob Geraldine Graham meinen Sturz beobachtet hatte. Ihre Augen waren nicht mehr gut, aber sie benutzte ein Fernglas mit Bild- und Restlichtverstärker.

Ich war so müde, dass es mir schwer fiel, die nötige Konzentration aufzubringen. Es war Mitternacht, eigentlich keine ungewöhnliche Arbeitszeit für mich, aber seit einer Weile schlief ich schlecht – Angst plagte mich und das Gefühl, damit alleine zu sein.

In den ersten Wochen nach dem Anschlag auf das World Trade Center war ich so verstört und verängstigt wie jeder in Amerika. Dann, nachdem wir die Taliban in den Untergrund gescheucht hatten und das Anthrax sich als Werk eines einheimi-

schen Irren erwies, schienen sich die meisten Leute in Rot-Weiß-Blau zu hüllen und zum Alltag zurückzukehren. Doch mir blieb das versagt, solange Morrell sich in Afghanistan aufhielt – auch wenn es ihm Spaß machte, auf der Jagd nach irgendwelchen Warlords, die sich zwischendurch mal in Diplomaten verwandelt hatten, in Höhlen zu übernachten.

Als die Ärzteorganisation Humane Medicine im Sommer 2001 nach Kabul reiste, schloss Morrell sich an, in der Tasche einen Buchvertrag zum Thema »Alltag bei den Taliban«. Ich hab schon Schlimmeres überstanden, sagte er, als ich meiner Sorge über Probleme mit den berüchtigten Sittenwächtern der Taliban Ausdruck gab.

Das war vor dem 11. September. Danach blieb Morrell zehn Tage lang verschwunden. Damals fing das mit der Schlaflosigkeit an, obwohl mich jemand von den Humane-Medicine-Leuten aus Peshawar anrief und mir ausrichtete, Morrell halte sich in einer Gegend auf, in der es keine Telefone gab. Die meisten Leute aus der Gruppe flohen gleich nach dem Terrorakt nach Pakistan, aber Morrell konnte mit einem alten Freund nach Usbekistan fahren und so über den Flüchtlingstreck nach Norden berichten. Die Chance meines Lebens, hatte Morrell laut Bericht meines Anrufers gesagt – das hatte ich auch schon bei seinem Ausflug in den Kosovo zu hören gekriegt. Vielleicht war das die Chance eines anderen Lebens gewesen.

Als wir im Oktober mit den Bomben loslegten, blieb Morrell zunächst in Afghanistan, um direkt von der Front zu berichten, und dann, um über das neue Regierungsbündnis zu schreiben. *Margent.Online*, die Web-Version der alten Monatszeitschrift *Margent*, bezahlte ihn für Auslandsreportagen, die er zu einem Buch verarbeiten wollte. Auch der *Guardian* nahm die eine oder andere Story ab. Manchmal hatte ich ihn sogar auf CNN gesehen. Sonderbar, das Gesicht des Liebsten zu sehen, obwohl er zwanzigtausend Kilometer entfernt ist, sonderbar zu wissen,

dass hundert Millionen Menschen der Stimme zuhören, die mir Zärtlichkeiten ins Haar raunt. Oder vielmehr raunte.

Als er in Kandahar wieder auftauchte, heulte ich erst vor Erleichterung und schrie ihn dann per Satellit an. »Aber, Süße«, protestierte er, »ich bin in einem Kriegsgebiet ohne Strom und Mobilfunksender. Hat Rudy dich nicht aus Peshawar angerufen?«

In den nächsten Monaten reiste er so viel durch die Gegend, dass ich nie wusste, wo er sich aufhielt. Aber er meldete sich wenigstens regelmäßig, vor allem wenn er Infos brauchte: (V.I., kannst du checken, warum Ahmed Hazziz in Coolis in Isolationshaft gesteckt wurde? V.I., kannst du nachprüfen, ob das FBI Hazziz' Familie davon in Kenntnis gesetzt hat? Ich muss los – wichtiges Interview mit dem ältesten Sohn der dritten Frau des Stammeshäuptlings hier. Rest folgt später.)

Ich war etwas verschnupft darüber, dass er mich wie ein kostenloses Recherchebüro behandelte. Ich hatte Morrell nie für einen Adrenalin-Junkie gehalten – diese Journalisten, die immer mitten in der Katastrophe sein müssen –, aber ich schickte ihm eine grantige E-Mail, in der ich ihn fragte, was er wohl beweisen wolle.

»Seit Kriegsbeginn sind mehr als zehn westliche Journalisten ermordet worden«, schrieb ich an einer Stelle. «Wenn ich den Fernseher einschalte, rechne ich jedes Mal mit dem Schlimmsten.»

Binnen Minuten hatte ich seine Antwort per E-Mail: »Victoria, geliebte Detektivin, wenn ich morgen nach Hause komme, versprichst du mir dann, künftig von jedem Fall Abstand zu nehmen, bei dem ich mir Sorgen um dich mache?«

Was mich noch mehr auf die Palme brachte, weil ich wusste, dass er Recht hatte – ich war manipulativ und unfair. Aber ich brauchte ihn, ich wollte ihn sehen, spüren, hören – und zwar live, nicht im Cyberspace.

Ich ging dazu über, mich müde zu laufen. Jedenfalls schaffte ich es, die beiden Hunde müde zu laufen, die meinem Nachbarn von unten und mir gehören: Sie verkrochen sich jetzt immer in Mr. Contreras' Schlafzimmer, sobald sie mich im Joggingzeug sighteten.

Trotz meiner Mammuttouren – ich lief zur Zeit fünfzehn Kilometer statt acht oder neun wie sonst – war ich nicht erledigt genug, um zu schlafen. Nach dem Anschlag auf das World Trade Center hatte ich fünf Kilo abgenommen, was Mr. Contreras beunruhigend fand: Er setzte mir Toast und gebratenen Speck vor, sobald ich vom Laufen kam, und bearbeitete mich so lange, bis ich zum Durchchecken zu Lotty Herschel ging. Lotty meinte, ich sei körperlich völlig in Ordnung, nur psychisch überanstrengt, wie so viele.

Wie man es auch nennen wollte, ich war jedenfalls zurzeit nicht wirklich bei der Sache, wenn es um meine Arbeit ging. Ich bin auf Wirtschafts- und Industriekriminalität spezialisiert. Früher war ich häufig zu Fuß unterwegs, marschierte zu Verwaltungsgebäuden, um etwas in Akten nachzuschlagen, machte Beschattungen und so fort. Seit es das Internet gibt, tappt man nur noch von Website zu Website. Wenn man stundenlang vor einem Computer sitzt, muss man sich konzentrieren können, und das fiel mir zurzeit schwer.

Deshalb strich ich nun im Dunkeln um Larchmont Hall herum. Als mein wichtigster Klient mich bat, nach Einbrechern Ausschau zu halten, die sich nachts in dem Haus herumtrieben, war ich so scharf auf Arbeit mit Körpereinsatz, dass ich auch die zerbröselnden Steinbänke am Rand des Zierteichs dort geschrubbt hätte.

Darraugh Graham war schon Klient von mir, als ich die Detektei gerade eröffnet hatte. Der New Yorker Ableger seines Unternehmens, Continental United, hatte drei Mitarbeiter im World Trade Center verloren. Darraugh setzte das schwer zu,

aber er trauerte mit eiserner Miene und kalkweißem Gesicht, was anrührender war als manches Gezeter, das man dieser Tage zu hören bekommt. Er wollte nicht über den Verlust und die persönlichen Folgen für ihn sprechen, sondern ging mit mir in seinen Sitzungsraum, wo er eine Detailkarte von den Vorstädten im Westen aufrollte.

»Ich habe Sie aus persönlichen Gründen hergebeten, nicht aus geschäftlichen.« Er wies mit dem Mittelfinger auf einen grünen Fleck nordwestlich von Naperville in New Solway, das noch nicht zu Chicago gehört. »Das ist alles Privatbesitz hier. Große Villen von alten Familien, Sie wissen schon, die Ebbersleys, Felittis und so fort. Es ist ihnen gelungen, das Land zu erhalten wie eine Art privates Naturschutzgebiet. Auf diesem braunen Streifen hier hat Taverner '72 knapp sechzigtausend Quadratmeter an einen Makler verkauft. Es gab ein großes Geschrei damals, aber er war im Recht. Musste wahrscheinlich irgendwelche Steuern zahlen.« Mein Blick folgte Darraughs langem Zeigefinger einem braunen Streifen entlang, der sich in dem ganzen Grün wie eine Möhre ausnahm.

»Auf der Ostseite liegt ein Golfplatz. Im Süden der Gebäudekomplex, in dem meine Mutter lebt.« Darraugh ist ein kühler, distanzierter Mann – wenn er umgänglicher Stimmung ist. Es fällt schwer, sich ihn in normalen Lebenslagen vorzustellen, wie zum Beispiel beim Geborenwerden.

»Mutter ist einundneunzig. Sie kommt alleine zurecht, und außerdem will ich nicht – sie will nicht mit mir zusammenleben. Sie wohnt dort in einer Siedlung – Anodyne Park. Reihenhäuser, Apartments, ein kleines Einkaufszentrum, ein Pflegeheim, falls sie Hilfe braucht. Ihr scheint es zu gefallen. Sie ist ein geselliger Mensch. Wie mein Sohn – das scheint nicht jedem in der Familie gegeben zu sein.« Sein frostiges Lächeln zeigte sich flüchtig.

»Alberner Name für eine Siedlung, Anodyne Park, und gera-

dezu geschmacklos, wenn man an die Alzheimer-Station im Pflegeheim denkt – Mutter behauptet, es heißt so etwas wie ›Lindern‹ oder ›Heilen‹. Sie kann von ihrer Wohnung aus Larchmont Hall sehen, eines der großen Anwesen dort. Es steht seit einem Jahr leer – früher gehörte es der Familie Drummond. Die Erben haben es vor drei Jahren verkauft, aber die neuen Besitzer gingen bankrott. Felitti hat verlauten lassen, er wolle es kaufen, um die Makler aus der Gegend rauszuhalten, aber daraus ist bislang nichts geworden.«

Er verfiel in Schweigen. Ich wartete, dass er zur Sache kam, wofür er sonst nicht lange braucht, aber nachdem eine Minute verstrichen war, sagte ich: »Und nun wollen Sie, dass ich einen Krösus auftreibe, damit es nicht an ordinäre Reiche verschachert wird?«

Er blickte finster. »Ich habe Sie nicht hergebeten, damit Sie sich über mich lustig machen. Mutter meint, dass dort nachts Leute ein und aus gehen.«

»Und sie will nicht die Polizei rufen?«

»Die Polizei war schon mehrmals da, hat aber niemanden gefunden. Die Grundstücksverwaltung, die sich für die Holding um das Objekt kümmert, hat eine Alarmanlage installieren lassen. Sie ist vollständig intakt.«

»Haben die Nachbarn was beobachtet?«

»In dieser Gegend kann man die Nachbarn nicht sehen, Vic. Da sind die Häuser, umgeben von hundert Jahre alten Bäumen und Gärten und so fort. Man könnte die Nachbarn natürlich fragen.« Er wies erneut auf die Karte, um mir die Entfernungen zu zeigen, aber er klang unsicher – was ihm gar nicht ähnlich sah.

»Worum geht es für Sie bei der Sache, Darraugh? Wollen Sie das Anwesen kaufen?«

»Großer Gott, nein.«

Mehr sagte er nicht dazu, sondern trat ans Fenster und blickte hinunter auf die Bauarbeiten am Wacker Drive. Ich starrte

verblüfft seinen Rücken an. Selbst als er mich vor einigen Jahren darum gebeten hatte, seinen Sohn aus einer Anklage wegen Drogenbesitz rauszuhauen, hatte er nicht so um den heißen Brei herumgeredet.

»Mutter hat schon immer ihre eigenen Regeln aufgestellt«, murmelte er am Fenster. »Natürlich werden Leute aus ihrem – unserem – sozialen Umfeld von der Polizei meist besser behandelt als Leute – nun ja, andere. Aber sie ist konsterniert, weil keiner sie ernst nimmt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie sich etwas einbildet – sie ist schließlich über neunzig –, aber sie ruft mich inzwischen jeden Tag an und beklagt sich darüber, dass die Polizei nichts unternimmt.«

»Ich schau mal, ob ich irgendwas finde, was die Polizei übersieht«, sagte ich ruhig.

Seine Schultern entspannten sich, und er wandte sich zu mir um. »Ihr übliches Honorar, Vic. Den Vertrag bekommen Sie von Caroline. Und die genaueren Angaben über Mutter.« Er brachte mich hinaus zu seiner Assistentin, die ihm mitteilte, seine Konferenzschaltung nach Kuala Lumpur warte auf ihn.

Dieses Gespräch hatte an einem Freitagnachmittag stattgefunden, am ersten März, einem grauen, trüben Tag. Am Samstagmorgen machte ich meine erste Tour nach New Solway, der viele weitere folgen sollten. Bevor ich aufbrach, fuhr ich im Büro vorbei, um meine Generalstabskarten von den westlichen Vororten zu holen. Ich blickte auf meinen Computer und wandte ihm dann entschieden den Rücken zu: Ich hatte mich seit gestern Abend um zehn schon dreimal eingeloggt und keine Nachricht von Morrell vorgefunden. Ich fühlte mich wie eine Alkoholikerin mit der Flasche in Reichweite, aber ich schloss das Büro ab, ohne meine E-Mails zu checken, und machte mich auf, um siebzig Kilometer ins Land der Reichen und Mächtigen zu reisen.

Wenn ich in Chicago Richtung Westen unterwegs bin, komme ich mir immer vor wie auf Himmelfahrt, zum Kapitalistenhim-

mel jedenfalls. Zuerst kommt man durch die verqualmten Industriegegenden, durch Arbeiterviertel, wie ich sie aus meiner Kindheit kenne – kleine Häuschen, in denen die Frauen mit vierzig alt aussehen und die Männer sich durch Maloche und schlechtes Essen frühzeitig ins Jenseits befördern. Dann fährt man in die gnadenlosen Vororte am Stadtrand – Cicero, Berwyn, wo es einem immer noch passieren kann, dass man wegen einem Dollar zusammengeschlagen wird. Wenn man diese Orte hinter sich lässt, wird die Luft sauberer, und der Wohlstand mehrt sich. Als ich in New Solway ankam, schlingerte ich quasi auf dicken Polstern aus Wertpapieren dahin.

Ich verließ die Mautstrecke und inspizierte meine Karten. Coverdale Lane war die Hauptstraße, die durch ganz New Solway führte. Sie fing im Nordwesten des Ortes an und führte in einem großen Bogen auf die Dirksen Road im Südosten. Von der Dirksen aus kam man weiter südlich auf die Powell Road zwischen New Solway und Anodyne Park, wo Geraldine Graham wohnte. Ich blieb auf der Hauptachse zum nordwestlichen Teil der Coverdale.

Auf der war ich erst ein paar Meter unterwegs, als mir auffiel, was Darraugh gemeint hatte: In dieser Gegend bekamen sich die Nachbarn nicht zu Gesicht. Pferde grasten auf Koppeln; in Obstgärten hingen einzelne schrumpelige Äpfel vom letzten Herbst. Da die Bäume kahl waren, konnte man ab und an von der Straße aus ein Haus entdecken, doch meist sah man nur die langen Auffahrten. Die ärmeren Anwohner hatten vielleicht Ausblicke auf die Zufahrt der Nachbarn, doch die meisten Anwesen befanden sich auf Grundstücken, die sechzig- oder siebzigtausend Quadratmeter umfassten. Und sie waren alt. Hier gab es kein neues Geld. Keine McVillas, die protzige Klötze auf winzige Grundstücke bauten.

Als ich zweieinhalb Kilometer nach Süden gefahren war, machte die Coverdale Lane einen Bogen Richtung Osten. Ich

fuhr weiter fast bis zum Ende und entdeckte schließlich an einem steinernen Pfosten ein diskretes Schild, das auf Larchmont Hall verwies.

Ich fuhr daran vorbei bis zur Dirksen Road und hielt mich Richtung Südwesten, um einen Blick auf den Gebäudekomplex zu werfen, in dem Darraughs Mutter lebte. Ich wollte mich davon überzeugen, dass sie das Larchmont-Anwesen tatsächlich sehen konnte. Von unten versperrte eine Hecke den Ausblick auf die Anwesen von New Solway, aber Ms. Graham wohnte im vierten Stock eines kleineren Apartmenthauses, von dem sie durchaus das Grundstück überblicken konnte.

Ich fuhr zur Coverdale Lane zurück und bog dann auf die kurvige Zufahrt zu Larchmont Hall ein. Den Wagen stellte ich so ab, dass ihn jeder, der das Gelände betrat, sofort sehen konnte, und stattete mich mit meiner perfekten Tarnung aus: Schutzhelm und Klemmbrett. Wenn die Leute einen Schutzhelm sehen, glauben sie, man sei vom Bau oder für die Wartung der Klimaanlage zuständig. An Orten wie diesen sind die Leute an Service gewöhnt; sie erkundigen sich nicht nach Ausweisen. Hoffte ich zumindest.

Als ich mir einen ersten Eindruck vom Gelände verschaffte, pfiß ich vor mich hin: Die ursprünglichen Eigentümer hatten nicht geknausert. Außer der Villa befanden sich eine Garage, Stallungen, ein Gewächshaus und ein kleineres Haus auf dem Grundstück, in dem wohl das Personal wohnte – oder gewohnt hätte, wenn sich jemand so einen Lebensstil noch leisten konnte. Die Grundstücksverwaltung schien kein Geld in die Wartung zu stecken, denn in dem Zierteich zwischen Haus und Nebengebäuden trieben Blätter und verrottete Lilien. Sogar ein Karpfen driftete kieloben im Wasser. Die formellen Gärten waren mit Unkraut überwuchert, und die Wiesen waren schon lange nicht mehr gemäht worden.

Die Anzahl der Gebäude und der verwahrloste Zustand des

gesamten Anwesens war bedrückend. Selbst wenn man vermögend genug war, sich so ein Anwesen zuzulegen – wie sollte man sich darum kümmern können? Die Vorstellung, jedes dieser Gebäude auf Löcher in Fenstern und Wänden zu untersuchen, war niederschmetternd. Ich richtete mich auf. Wer jammert, braucht doppelt so lang, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn ich mit dem Abspülen haderte. Ich beschloss, klein anzufangen, und nahm mir als Erstes das Dienstbotenhaus vor.

Als ich bei allen kleineren Gebäuden an den Fenstern gerüfelt hatte, beim Gewächshaus auf Zaunpfählen balanciert war, um zu checken, ob im Dach Glasscheiben zerbrochen waren, und mich vergewissert hatte, dass die Türen und Tore zu den Stallungen und der Garage nicht nur verschlossen waren, sondern auch keinerlei Einbruchspuren aufwiesen, war es früher Mittag. Ich hatte Hunger und Durst, aber in der ersten Märzwoche wird es noch früh dunkel. Da ich keine Zeit mit der Suche nach Essbarem vergeuden wollte, nahm ich mir zähneknirschend das Hauptgebäude vor.

Es war riesig. Aus der Ferne sah es elegant aus, erinnerte mit seinen schlanken Säulen und eckigen Elementen an der Fassade an die Bauten des Federal Style, aber ich hatte nur Augen für die vier Stockwerke mit Fenstern, Türen auf allen vier Seiten im Erdgeschoss, Flügeltüren an Balkonen in den oberen Geschossen – ein Paradies für Einbrecher.

Doch an allen Fenstern der unteren beiden Stockwerke schien die Alarmanlage intakt. Im Erdgeschoss prüfte ich einige mit einem Strommesser, fand aber nirgendwo eine Stelle, wo der Stromkreis unterbrochen war.

Zweifellos gab es Besucher hier: Bierflaschen, Alufolie von Chipstüten, zerknüllte Zigarettenpackungen und das eine oder andere Kondom erzählten eine deutliche Geschichte. Vielleicht hatte Ms. Graham nur Kids aus der Gegend bemerkt, die sich hier zum Stelldichein trafen.

Ich sinnierte gerade, ob ich eine der Säulen hochkraxeln sollte, um die Balkontüren zu überprüfen, als ein Streifenwagen vorfuhr. Ein Cop mittleren Alters stieg aus und kam gemächlich angeschlendert.

»Haben Sie irgendeinen Grund, sich hier aufzuhalten?«

»Vermutlich denselben wie Sie.« Ich wies mit meinem Strommesser auf das Haus. »Ich arbeite für Florey und Kapper, die Maschinenbaufirma. Wir haben gehört, dass eine Frau meint, hier lungern nachts kleine grüne Männchen rum. Da wollte ich mal die Alarmanlage in Augenschein nehmen.«

»Sie haben in der Garage irgendwas ausgelöst«, sagte der Cop.

Ich grinste. »Ach herrje, da bin ich wohl zu forsch gewesen. Davor haben sie uns während der Ausbildung gewarnt, aber ich wollte wissen, ob man diese Tore anheben kann. Tut mir Leid, dass Sie umsonst herkommen mussten.«

»Kein Problem. Sie haben mir den dreiundachtzigsten Hinweis auf verdächtige Briefe erspart.«

»Furchtbarer Stress, nicht«, sagte ich und hoffte, dass er keinen Ausweis sehen wollte. »Ich habe Freunde bei der Polizei in Chicago, die sind am Ende ihrer Kräfte dieser Tage.«

»Uns geht's nicht anders. Wir haben das Reservoir hier und ein paar Elektrizitätswerke, die wir im Auge behalten müssen. Wird Zeit, dass das FBI diesen Anthrax-Scheißer schnappt. Wir verschleiß unsere Arbeitskraft mit hysterischen Anrufen, nur weil Tantchen Madge vergessen hat, den Absender auf den Brief zu schreiben.«

Wir ließen uns über die allgemeine Lage aus, wie jedermann dieser Tage. Die Polizei war am übelsten dran, weil sie sich gegen etwaige Terrorangriffe wappnen musste und mit der tagtäglichen Verbrechensbekämpfung nicht mehr nachkam. Seit sechs Monaten nahm die Zahl der Drive-By-Shootings, die zuvor auf dem niedrigsten Stand seit Jahrzehnten gewesen war, wieder rapide zu.

Das Handy des Cops klingelte. Er grummelte etwas hinein. »Ich muss los. Sie kommen zurecht hier draußen?«

»Ja, alles klar. Aber ich werd auch verschwinden. Sieht alles okay aus hier, vom üblichen Müll mal abgesehen.« Ich wies mit der Fußspitze auf eine leere Zigarettenpackung an der Hauswand. »Wüsste nicht, wie jemand ins Haus kommen sollte.«

»Wenn Sie Osama bin Laden auf dem Dachboden finden, sagen Sie Bescheid: Ich hätte nichts gegen ein bisschen Ruhm einzuwenden.« Er hob die Hand zum Abschied und schlenderte zu seinem Wagen.

Mir fiel nichts mehr ein, wonach ich Ausschau halten konnte, und es war ohnehin zu dunkel für Feinheiten. Ich wanderte zu der Stelle, wo der Garten in ein Waldstück übergang, und blickte zum Haus hinüber. Von hier aus konnte ich die Fenster des Dachbodens sehen, doch sie blickten nur dunkel zum Himmel auf.

2

Die eiserne Witwe

Ich musste mehrere Wachposten passieren, um zu Geraldine Graham vorzudringen. Anodyne Park war eine solide abgeschirmte Siedlung; der Wachmann an der Zufahrt notierte sich meine Autonummer und erkundigte sich nach meinem Anliegen, bevor er Ms. Graham anrief. Als ich eine dieser kurvigen Zufahrten entlangkroch, die bei Immobilienmaklern von Vororten hoch im Kurs stehen, stellte ich fest, dass der Gebäudekomplex weitläufiger war, als er auf den ersten Blick wirkte. Außer Reihenhäusern, Apartments und einem Pflegeheim von der Größe einer kleineren Klinik gab es eine Reihe Geschäfte. Grüppchen von Golfern, denen das miese Wetter nichts auszumachen schien, stellten ihre Wagen vor einer Bar am Ende der Einkaufszeile ab. Ich flitzte in einen Lebensmittelladen, der auf

Almhütte gestylt war, und erstand eine Flasche überteuertes Wasser und eine Banane. Es konnte nicht schaden, meinen Blutzuckerspiegel für das Gespräch mit der Mutter meines Klienten etwas anzuheben.

Als sie die Tür öffnete, war ich ziemlich verblüfft: Geraldine Graham sah ihrem Sohn so ähnlich, dass ich im ersten Moment dachte, ich hätte Darraugh in einem rosa Seidenkleid vor mir. Sie hatte dasselbe lange, schmale Gesicht mit markanter Nase, und ihre Augen waren so eisblau wie seine, wenn auch im Alter trübe geworden. Nur die Haare unterschieden sich: Darraugh ist längst nicht mehr blond, sondern weiß, und Geraldines Haare waren nussbraun mit weißen Strähnen, ohne chemische Zusätze. Sie hielt sich ebenso stramm aufrecht wie ihr Sohn. Vielleicht hatte ihre Mutter sie als Kind an ein viktorianisches Rückenbrett gebunden, und sie hatte die Prozedur bei Darraugh wiederholt.

Erst als Geraldine Graham zurücktrat, um mich einzulassen und Licht auf ihr Gesicht fiel, sah ich die vielen Fältchen. »Sie sind wohl die junge Frau, die mein Sohn geschickt hat, um nachzusehen, wer in Larchmont Hall einbricht, wie?« Wie viele alte Menschen hatte sie eine hohe, brüchige Stimme. »Ich habe mich gefragt, ob der Polizist Sie wohl festnimmt, aber Sie scheinen sich gut herausgeredet zu haben. Was wollte er?«

»Sie haben mich beobachtet, Ma'am?«

»Der Zeitvertreib der Alten. Aus dem Fenster spähen, durch Schlüssellöcher linsen. Wiewohl Sie mit meinem Hobby ja offensichtlich Ihren Lebensunterhalt verdienen. Ich koche mir gerade eine Tasse Tee. Sie können auch eine haben, wenn Sie möchten. Oder auch Bourbon: Ich weiß, dass Detektive stärkere Getränke als Tee bevorzugen.«

Ich lachte. »Nur Philip Marlowe. Wir modernen Detektive vertragen keinen Alkohol am helllichten Tag, davon schlafen wir ein.«

Sie ging mir voraus durch einen kurzen Gang zur Küche. Ich empfand einen Anflug von Neid angesichts des Kühlschranks mit der zweiflügeligen Tür und des modernen Herds. Meine eigene Küche hatte zwei Mietergenerationen vor mir die letzten Neuerungen gesehen. Ich fragte mich, was es wohl kosten würde, sich so eine freistehende Kochgelegenheit mit diesen schicken Ceranfeldern, die wie aufgemalt aussahen, einbauen zu lassen. Vermutlich zwei Jahre Ratenzahlungen.

Ms. Graham bemerkte meinen Blick und sagte: »Die sollen die Alten davon abhalten, das Haus in Brand zu stecken. Sie schalten automatisch ab, wenn kein Topf darauf steht, oder spätestens nach ein paar Minuten, wenn man den Timer nicht entsprechend programmiert hat. Obwohl es ja heißt, die Alten sollen brennen und rasen, wenn die Dämmerung lauert.«

Als sie sich umständlich eine kleine Trittleiter zurechtschob, um an ihre Teebeutel zu kommen, machte ich Anstalten, ihr zu helfen. Sie wies mich im selben barschen Ton zurecht, wie ihr Sohn das gerne tat.

»Nur weil ich alt und langsam bin, heißt das noch lange nicht, dass die Jungen und Fixen mich wegschubsen müssen. Mein Sohn will mir eine Haushälterin auf den Hals hetzen, damit ich vor dem Fernseher oder hinter dem Fernglas vor mich hin vegetieren kann. Sie sehen ja, wir würden uns den ganzen Tag in den kleinen Räumen hier auf die Füße treten. Ich war froh, dass ich diesen ganzen Kokolores hinter mir lassen konnte, als ich aus dem großen Haus auszog. Haushälterinnen, Gärtner, auf Schritt und Tritt muss man die Gefühle und Zeitpläne von anderen beachten. Eines meiner Mädchen von früher kommt jeden Tag zum Saubermachen und Kochen – und um nachzuschauen, ob ich nicht nachts gestorben bin. Das reicht mir.«

Sie hängte die Teebeutel in elegante Porzellanbecher und goss heißes Wasser darüber. »Meine Mutter wäre zutiefst scho-

ckiert, wenn sie diese Teebeutel und die Becher sehen würde. Noch als sie neunzig war, mussten wir jeden Nachmittag das Crown-Derby-Service herunterholen. Becher und Teebeutel sind für mich gleichbedeutend mit Freiheit, aber ich bin mir nie ganz sicher, ob es wirklich Freiheit ist oder nicht doch Nachlässigkeit.«

Diese Tassen mit Goldrand und zartem Muster stammten auch nicht gerade aus der Bahnhofsmision. Als Ms. Graham mich mit einem Kopfnicken anwies, sie zu transportieren, bekam ich die zierlichen Henkel kaum zu fassen. Das Porzellan war so hauchdünn, dass ich mir die Finger verbrannte. Ms. Graham unter diesen Umständen Schritt für Schritt ins Wohnzimmer zu folgen, war eine Art biblische Strafe inklusive Höllenfeuer.

Wenn Geraldine Graham früher in einem Anwesen wie der Villa gegenüber gewohnt hatte, empfand sie ihr Apartment vermutlich als beengend, aber alleine das Wohnzimmer war so groß wie meine gesamte Behausung. Helle chinesische Teppiche schmiegt sich an das glänzende Parkett. Sessel mit blassgelben Satinbezügen umringten einen offenen Kamin an einer Wand, aber Ms. Graham ging weiter zu einem Erkerfenster, von dem man auf Larchmont Hall blickte. Dort stand ein Polstersessel nebst rundem Picrust-Tischchen. Hier schien sie sich am häufigsten aufzuhalten: Auf dem Tisch fand sich ein Sammelsurium aus Lesebrille, Fernglas, Telefon und Büchern. Hinter dem Stuhl hing ein Ölgemälde von einer Frau. Sie trug ein Kleid, das um die Jahrhundertwende modern gewesen war. Ich versuchte, Ähnlichkeiten zwischen ihr und dem Rest der Familie zu erkennen, aber sie war eine klassische Schönheit. Nur die kalten, blauen Augen erinnerten an Darraugh.

»Meine Mutter. Es war eine große Enttäuschung für sie, dass ich meinem Vater ähnlich sehe. Als sie jung war, galt sie als schönste Frau von Chicago.« Mühsam platzierte Geraldine

Graham das Fernglas und die Brille auf die Bücher und legte Untersetzer für die Becher zurecht. Sie ließ sich im Sessel nieder und sagte, ich solle mir auch einen vom Kamin holen. Sie begann zu sprechen, als ich mich noch im anderen Teil des Raums aufhielt.

»Ich hätte mir wohl keine Wohnung mit Blick auf das Haus zulegen sollen. Meine Tochter sagte schon, dass es mir nicht gut tun würde, Fremde dort zu sehen, was ja gar nicht der Fall war, bis auf die paar Monate, in denen sie sich die Kosten leisten konnten. Ein Computer-Mogul, dessen Millionen sich in den wirtschaftlichen Turbulenzen letztes Jahr in Luft aufgelöst haben. Wie demütigend für die Kinder, denke ich immer, wenn ihre Pferde verkauft werden. Doch seit diese Leute ausgezogen sind, habe ich niemanden mehr gesehen. Erst in den letzten Nächten. Tagsüber passiert gar nichts. Mein Sohn hat das zwar nie laut gesagt, aber er denkt wohl, ich habe Alzheimer. Das nehme ich wenigstens an, weil er mich tatsächlich am Donnerstagsabend besuchen kam, was ein außergewöhnliches Ereignis ist. Aber ich leide nicht an Demenz, ich weiß genau, was ich sehe. Sie habe ich schließlich auch gesehen heute Nachmittag.«

Dem letzten Satz ihres Statements ignorierte ich. »Sie haben selbst in Larchmont Hall gewohnt? Davon hat Darraugh mir nichts gesagt.«

»Ich bin dort geboren. Und aufgewachsen. Doch keines meiner Kinder wollte sich mit einem solchen Anwesen belasten, nicht einmal, um es für die eigenen Kinder zu erhalten. Meine Tochter lebt nicht hier, sondern in New York, mit ihrem Mann; sie haben diesen Besitz in Rhinebeck, aber ich dachte, Darraugh wollte wenigstens seinem Sohn die Möglichkeit lassen, hier zu leben. Doch er war unerbittlich in dieser Sache, und wenn Darraugh sich stur stellt, ist nichts zu machen.«

Warum hatte Darraugh mir verschwiegen, dass er hier groß geworden war? Ich war so ärgerlich über diese Unterlassung,